

Mehr als die Frau an der Seite eines Mannes

Ein neues Buch erhellt die Rolle sächsischer Fürstinnen im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit

Von CHRISTIAN RUF

„Seinen weisesten Rat“ bei Regierungsgeschäften nannte Herzog Heinrich der Fromme seine bessere Hälfte Katharina. Diese war, wie Sabine Ulbricht in ihrem Buch „Fürstinnen in der sächsischen Geschichte“ darlegt, eine „willensstarke und ehrgeizige Frau“. Sie brachte „Zucht und Ordnung“ an den Hof, war so von Standesbewusstsein erfüllt, dass sie sich wenig erbaut zeigte, in welcher leutseligem und entgegenkommenden Verhältnis ihr Mann „zum gemeinen Volk“ und zum Hofstaat stand und wie mit ihm „umgesprungen“ wurde. Sie regierte ihre Umgebung, auch Mann und Kinder, schon mal dadurch, „dass sie ihnen tage- oder wochenlang jedes Wort verweigerte“. Auch sonst war mit ihr selten gut Kirschen essen. Die Antipathie zwischen Katharina und ihrem in Dresden regierenden Schwager Herzog Georg, der seinem Bruder Heinrich und damit auch ihr jegliche Bitte um eine Erhöhung der jährlichen Apanage abschlägig beschied, war nicht nur aufgrund des Glaubensgegensatzes wechselseitig. Und als ihr Sohn Moritz am 11. Januar 1541 nach massiver Auseinandersetzung mit seinen Eltern in Zeitz Agnes von Hessen heiratete, wurde das ohnehin nie herzliche Verhältnis zwischen Mutter und Sohn laut Ulbricht „eisig“. Immerhin kann das Verhältnis Katharinas, die auch als Herzogin-Witwe sich mit großem Eifer ihren religiösen Pflichten widmete und die Sache der lutherischen Reformation unterstützte, zu ihrem Sohn August und zur Schwiegertochter Anna als „herzlich“ eingestuft werden.

Politische Freiheiten und mehr Spielräume

Über neun Eheschließungen im (albertinischen) Wettiner-Clan berichtet Ulbricht in ihrem gut lesbaren und mit einigen Abbildungen versehenen Buch. Sieben der eingeheirateten fürstlichen Gemahlinnen überlebten ihre Männer, so dass auch Leben und Hofhaltung auf dem jeweiligen Wittwensitz in den Blick genommen werden. Die profunde, mit manchem hübsch-pikanten Detail aufwartende Darstellung (man erfährt etwa, dass der von der im 15. Jahrhundert grassierenden Spielsucht befallene Herzog Albrecht mit Mühe von seinen Räten davon abgehalten werden konnte, mit der Stadt Leipzig als Pfand zu spielen) umgreift die erste frühe Blütezeit Sachsens und der Wettiner-Dynastie vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, be-

ginnend mit Markgraf Friedrich dem Streitbaren, dem 1423 vom Kaiser das Herzogtum Sachsen-Wittenberg übertragen wurde, an das die Kurwürde und das Erzmarschallamt gekoppelt war, und seiner Gemahlin Katharina aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg bis zu Kurfürst Christian I. und Kurfürstin Sophia von Brandenburg, die am 25. April 1582 im Riesensaal des Dresdner Residenzschlosses den Bund fürs Leben schlossen.

Die Fürstinnen lebten zeitlebens in Abhängigkeiten von Männern, die Rollenverteilung war klar. Aber gerade zu Zeiten des ausgehenden Mittelalters hat es für die Gemahlinnen der wettinischen Herrscher laut Ulbricht „größere politische Freiheiten und mehr Spielräume“ gegeben als für ihre Nachfolgerinnen in späteren Jahrhunderten. In Ausnahmefällen teilte man sich die Regierungsgeschäfte, war der Fürst abwesend, etwa auf einem Feldzug, dann agierte die Gattin vertretungsweise für ihn. Das fand nicht immer Anklang. Das politische Engagement und die Selbstständigkeit Margarethas von Österreich, der Frau Kurfürst Friedrichs II. (des Sanftmütigen), stieß, wie Ulbricht festhält, schon manchen Zeitgenossen wie späteren Chronisten übel auf. Die Kurfürstin wurde als herrschsüchtig, eitel und ehrgeizig charakterisiert. Ulbricht versucht das Bild zu revidieren, aber dass Margarethe auf die Verfolgung und Vertreibung der Juden drang, wird auch von Ulbricht nicht entschuldigt.

Eine wichtige Quelle waren die zahlreichen Briefe, die die Fürstinnen mit ihren Männern und Kindern wechselten. „Herzlich und einfühlend“ waren, so Ulbricht, die Briefe, die Kurfürst Moritz an seine Frau schrieb in Zeiten, in denen er fern der Familie war – 29 größtenteils selbst geschriebene sind aus dem Zeitraum 1547 bis 1553 überliefert, die Briefe von Agnes an ihren Mann sind hingegen verloren gegangen. Dieser Mann verstand sich – das hübsche Detail wird von der Autorin nicht unterschlagen – aufs Trinken, das ein grassierendes Übel an den sächsischen Höfen war. Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg äußerte Agnes gegenüber gar, der habe „in Sachsen so trinken gelernt. Dass er unter den Bauern schwerlich seinen Meister finden würde.“

Das vergleichsweise geringe Briefaufkommen zwischen Sidonie und Herzog Albrecht dem Beherzten könnte ein Beleg dafür sein (mit Sicherheit zu klären ist das auch für Ulbricht nicht), dass das Verhältnis zwischen den beiden vor allem in späteren Jahren womöglich nicht so gut war, auch wenn die Ehe an sich unzweifelhaft

„politisch ein voller Erfolg“ gewesen sei. Mit ihren Kindern, vor allem mit ihrem Lieblingssohn Georg, aus dem sie „eyn frommen menschen“ hatte machen wollen und den sie in ihren Briefen mit „herzallerliebste Söhnlein“ anredete, war Sidonie hingegen immer durch eine ausführliche Korrespondenz verbunden. Nicht wenige der Briefe Sidonies, die nach dem Tod Albrechts vom Burgberg in Meißen auf die als Wittwensitz genommene Burg Tharandt gezogen war, an Georg beinhalten Bittgesuche von Geistlichen sowie Gnadengesuche. Fromm war sie bis ins hohe Alter – wenn sie ihre Söhne einlud, was häufig geschah, dann bat sie diese, an „Fleischtagen“ zu kommen, hielt sie doch die Fastentage streng ein. Aber wie Ulbricht festhält, war Sidonie „nicht nur Milde in ihrer Frömmigkeit“. Ihre strengen Forderungen nach Sittsamkeit und Disziplin an Leute, die nachlässig bezüglich des Gottesdienstes waren, grenzt auch für die Autorin „an Härte und Selbstgerechtigkeit“. Untertanen wurden „herrisch gerügt“, wenn Sidonie deren unsittlicher, lockerer Lebenswandel zu Ohren kam.

Tafelmusik und Turnierwesen

Der Betrachtungsansatz der Autorin ist bewusst ziemlich mehrheitlich. Sie versucht, Herrscher- und Hofleben, Reichs- und Landespolitik, Wirtschaft und Kultur zu verbinden. Insofern wird etwa dargelegt, welche zwei Funktionen die Jagd, deren Freuden zahlreiche sächsische Monarchen sehr zugetan waren, einst prinzipiell zu erfüllen hatte, oder beschrieben, welche Baugeschichte der verschiedensten Schlösser. Was über die Fürstinnen vermittelt wird, wirkt da mitunter regelrecht aufgesetzt eingeschoben, aber dass es nicht die Männer allein waren, die Geschichte machten, wird zumindest ein bisschen deutlich.

Manche Sätze sind schlichtweg überflüssig. Schon klar, dass Margaretha als Mutter nicht vor Freude getanzt haben dürfte, als ihre Söhne 1455 beim berühmten Prinzenraub zu Altenburg verschleppt wurden, die Tat Kunz von Kauffungens auf sie „furchtbar“ wirkte.

Sabine Ulbricht: Fürstinnen in der sächsischen Geschichte 1382 – 1622, Sax Verlag, 238 Seiten, 27,50 Euro



Bronzene Grabplatte der Herzogin Sidonie in der Fürstenkapelle des Doms zu Meißen. Abb. aus „Fürstinnen in der Sächsischen Geschichte“